XXVII. Jahrg. Berlin, den 12. Juli 1919 Nr. 40

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Seite
Zu neuen Ufern 35
Was in Weimar nicht gesagt wurde. Von Emil Ludwig . . 57

Nachdruck verboten

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 10,— Mk., das einzelne Heft 1,— Mk.

BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W

J. C. Lutter Weingroßhandlung G. m. b. H.

vorm. Lutter & Wegner * Gegr. 1811

Charlottenstr. 49, Ecke Französische Str.

Gutgepflegte Weine ═══ Vorzügliche Küche

BERNHARD KÜNZEL

Bankgeschäft

BERLIN W 8

An- und Verkauf von Wertpapieren

Kostenlose Auskunftserteilung

Geheimschränke

zum Einmauern

ab Lager sofort lieferbar

Verkaufs-Abt. Dessauer Str. 39/40

H. Arnheim

Geldschrank- u. Tresorbau

Berlin SW 11

Tel. Nollendorf 3380, 3381

Bestes zur Pflege der Zähne

„Der Ratgeber auf dem Kapitalmarkt"

liefert seinen Beziehern umsonst das amtliche Steuerkursblatt aller deutschen Börsen. Auskünfte über Kriegsanleihen, Renten, Aktien-Steuern, Vermögensanlage Bestellung bei jedem Postamt oder der Geschäftsstelle Berlin W 8, Friedrichstr. 161.

Privat-u. Spezial-Auskünfte

üb. Ruf, Vorleben, Vermög.- u. Familienverhältnisse etc., streng vertraulich, a. all. Orten, In- u. Ausland. **Erledig. v. Vertrauensangelegenheit. jed. Art. Ermittel. etc.**

„Auskunfts-Schütz"

s. lang. Jahren d. 1a Ref., Inanspruchnahme von Behörden anerkannt unbedingt zuverlässig, bestinformierte, d. eig. direkte Vertretungen organis. **Spez.-Auskunftei** 1. Rg., **Berlin W, Tauentzienstr. 3** (a. Wittenbergplatz). Teleph. Steinpl. 9468.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch **Max Kirstein,** Berlin W. 9, Potsdamer Straße 23a. Fernsprecher Kurfürst 3462, 3463.

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 10.—, pro Jahr M. 40.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 10.65, pro Jahr M. 42.60; Ausland M. 11.30, pro Jahr M. 45.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47,** Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Berlin, den 12. Juli 1919

Zu neuen Ufern

Internationaler Arbeitertrust als Helfer aus russischer Wirthschaftnoth? Wenn ich den letzten Satz Ihres vorigen Heftes richtig verstehe, ists so gemeint. Im Ernst?" Im Ernst. Rußland braucht große Mengen landwirthschaftlicher und industrieller Maschinen, braucht schnell Lokomotiven, Wagons, Schienen, Motore, Bagger, Turbinen, Arbeitgeräth aller, wirklich: aller Art. Schnell; sonst verdorrts in seiner unbestrahlten Einsamkeit. Rußland muß seine Industrie wieder aufbauen, muß sie weiten und, endlich, die ungeheuren Schätze seiner Erde ans Licht schürfen. Kupfer, Erz, Gold (aus dem Lenaland), Mangan, Baumwolle, Feldfrüchte jeglicher Sorte, Holz, Blei, Leder, Pelz: Alles ist daher zu holen. Die Republik der Sowjets ist bereit, Organisatoren, Technikern, Betriebsleitern, Industriestrategen, Mechanikern, Schöpferköpfen, Meistern und Vorarbeitern so hohen Sold zu zahlen, wie in einem Land verlangt werden muß, in dessen Hauptstädten dem Arbeitlosen, zu Arbeit Untauglichen für den Tag sechzig Rubel gezahlt werden. Sie kann auch Konzessionen, Ausbeutungerlaubniß, Pfänder von einem Europäeraugen kaum ermeßlichen Werthumfang vergeben. Möchte aber, natürlich, nicht, daß der ganze Gewinn von ein paar Großkapitalisten und Unternehmersyndikaten gesäckelt werde. Beim Bedenken der gewaltigen Möglichkeit und der Hemm-

nisse, die sich gerade den (in die Vernunft der Wirklichkeit heimkehrenden) Bolschewiki entgegenthürmen, kam mir der Gedanke, den ich vor acht Tagen hier andeutete. Wenn die Trade-Unions, Amerikas Arbeitritter, die Confédération Générale du Travail, unsere Gewerkschaften und Arbeiterräthe, wenn die Arbeiterverbände aller zur Einfügung in den Völkerbund bereiten Länder zu diesem großen Zweck sich einten: könnte das Werk nicht gelingen? Ein Kulturwerk im eigentlichen Wortsinn, das die Völkergemeinschaft auf wuchtige Pfeiler stützt, eine nützlich zeitgemäße Weltrevolution, ohne Umweg durch Chaos, erwirkt und die Genossenschaften der Handarbeiter in den Rang vermögender Weltmächte hebt. Ein Riesenschritt auf dem Weg zu Umordnung des sozialen Zustandes wäre gethan; und dem Lande, das den Muth zum Aufruf, zum Entwurf eines Grundrisses gefunden hätte, würden alle Länder zu Dank verpflichtet, deren Regirer sich heute bang fragen, wie sie, mit siecher oder erschöpfter Wirthschaft, schnell die auf Gipfel gestiegenen und doch meist auch objektiv berechtigten Wünsche ihrer Arbeiterschaft erfüllen sollen. Weils noch nie, noch nirgends war, kanns auch nicht werden? Wir wären verloren, wenn unsere Hoffnung sich an den Greisenwahn klammerte, was war, müsse bald, könne je, in dem Menschenblick absehbarer Zeit, wiederkehren. Nevermore. Das war ja der verhängnißvolle Irrthum unserer Versailler: daß sie wähnten, unerträglich, unannehmbar sei jeder Wirthschaftzustand, in dem ein hansischer Großkaufmann und Devisenbesinner nicht so frei athmen könne wie einst im Mai deutscher Aufschwungstüchtigkeit; daß sie sich in den Trugschluß verleiten ließen, der harte Friedensvertrag erst verwüste das Paradies tropisch blühender Exportwonne und Welthändlerei, das doch schon 1914, vom Samum des Krieges, verschüttet worden war und dessen Auferstehung kein „Siegfriede“ erzaubern konnte. (Welcher vermochte denn, Amerika und England in die Freundlichkeit und fairness zu zwingen, ohne die, noch im zaunlosen „Mitteleuropa“, unsere Wirthschaft immer nur hinken und, fern von Seeluft, keuchen würde? Wer, noch heute, nicht merkt, daß dem fleißigsten, kühnsten, betriebsamsten, geschmeidigsten Indu-

strievolk nur die kluge Gefälligkeit der Angelsachsenreiche den Aufschwung der letzten Jahrzehnte ermöglicht hat, Der, freilich, lernts hienieden nicht mehr.) Jetzt muß und jetzt kann Neues werden. Reißet von Banden freudig Euch los! Nur, um unseres einzigen Himmels willen, morgen nicht etwa das alte Spiel; nicht die Frage, ob, vielleicht, Gebündel mit Japan, Getechtel mit Italien, öliger Flirt mit Rumänien erlangbar, von irgendeinem in Paris nicht ganz Befriedigten ein Gunstzeichen, Kußhändchen zu erwedeln wäre. Das war, leider, einmal; und wird, hoffen wir, nie wieder sein. Rußland: da wartet eine Lebensfrage deutscher Wirthschaft auf Antwort. Soll das Geschimpf auf die Bolschewiki uns sättigen, die Furcht vor Ansteckung treudeutscher Seelen uns Jahre lang lähmen? Oder wollen wir warten, bis ein Koltschak oder ein Ueberkoltschak, als der größere Rurik, den Erdtheil Rossija wieder in kapitalistische Ordnung bringt? Der Bolschewismus ist nicht Räuberei, nicht Menschheitende; ist eine Weltanschauung, ein Gedankenbau aus uraltem, aus „neu" gefärbtem, zu kleinem Theil auch aus zuvor nicht benutztem Stoff. Platon und die Essener, liparischer und galiläischer Kommunismus, Prokrustes und Rousseau, Bakunin, Blanqui, Marx: Alles ist drin; und Uljanow-Lenin hat draus die Nothhütte gebaut, in der die Thätigen, die Arbeit Leistenden nach der Befreiung vom Alben des Zarismus ein Stündchen lang aufathmen konnten, während ringsum Alles atomisirt werden sollte, damit für den Neubau des Dauerhauses die Grundfläche frei werde. Dieser Nothbaumeister hat einen stählernen, also biegsamen Willen. Seit er spürte, daß seine Kommunistensiedelung ohne Hilfe von draußen, ohne Führermenschen und modernes Wirthschaftgeräth niemals gedeihen könne, ruft er, immer wieder, laut: „Schicket uns Männer, für Praxis und Theorie, liefert uns das zu Schatzhebung, Werthschöpfung Nothwendige und heischet dafür jeden uns erschwinglichen Preis!" Ist seitdem der Urgedanke des Kommunismus geborsten, der Glaube an das Allheil des Räthesystems, des Sowjetsegens zerbröckelt? Nicht heute darf uns die Frage aufhalten. Lasset den Russen die politischen Experimente, die ihr Herz, ihr Abgrundsehnen begehrt; nur: helfet ihnen zum Aufbau moderner Wirthschaft. Erzdumm war schon, daß wir nicht

lange vor den versailler Wehentagen uns ihnen (apolitisch) verbanden oder, wenns Euch lieber war, gegen sie den Westmächten unseren Beistand anboten; daß wir einsam, als ein armsäliges Waisenkind, vor die Zweiunddreißig hintraten. Wollen wir nun still sitzen und vor uns hin flennen, bis Lenin den Amerikanern Bodenausbeuterrechte gigantischen Maßes geben, die Japaner, die allein durch den Krieg finanziell und industriell Gestärkten, nach Sibirien, ins Goldland und weiter westwärts winken muß? Wozu haben wir angeblich internationalen Sozialdemokraten die Regirungmacht überlassen, wenn sie weder zu Haus das Vertrauen der Arbeiter wahren noch die Kräfte ihrer Welt zu neuem Thun ballen können? Die Arbeiterschaft des Völkerbundes als Unternehmer des russischen Wirthschaftbaues, in größtem Umfang die Erfahrung des Unternehmers, auch in Drang und Noth, erwerbend, besitzend: da würde Weltwende. Muß denn die unvermeidliche Entwickelung ins Internationale sich auf jedem Gefild wider Deutschlands Beharrungwillen, Neuerunghaß vollenden? Wer den Augenblick ergreift, ist der rechte Mann. Zu machen ists. Zeigt der Westen sich spröd: fanget, Deutsche, nur an! Wir können schließlich auch mal zu vernünftigem Zweck sechs, acht Millionen Menschen mobilisiren. Die brächten rasch (die Kriegsindustrie und der Bahnbau in besetztem Gebiet hats erwiesen) Beträchtliches fertig; und an Köpfen, an baumeisterlichen Menschen sogar wäre kein Mangel. Trauernd auf Europas Brandstatt hocken mögen alte, verkalkte Völker. Speramur agendo. Deutschland muß der Welt, muß sich selbst beweisen, daß es noch, daß es jetzt erst Schöpferleistung vermag, daß es den Willen zu, die junge Freude an Neuem und die Kraft, es, sich zu Glück und Keinem zu Leid, in Freiheit zu gestalten, hat: dann ist es gerettet.

Fast jedes Franzosenauge, das auf den Kriegslauf rückschaut, verweilt in Andacht bei der Marne, an deren Ufer in zwei Sommern, 1914 und 18, Allmacht dem deutschen Vordrängen zu gebieten schien: „Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter; hier sollen Deine stolzen Wogen sich brechen." Vergessen ist, daß zuvor schon einmal an dieser Stelle dem von Feindesheeren überrannten Frankreich ein

Hoffnungstrahl winkte. Am achten März 1814 schrieb Kronprinz Friedrich Wilhelm aus Chaumont an die Schwester Charlotte: „Hätten wir nicht heftige pariser Träume gehabt, wären wir ohne Zweifel schon drin im großen Sündenpfuhl. Paris lockte uns, trotz unserer Deutschheit, und wir verbrannten uns die Nase. Erstlich Blücher, der vereinzelt höchst dumm vorgerannt war; als Dieser sich hinter die Marne ziehen mußte, wollten wir nun hier mit der sogenannten Großen Armee, erstaunlich terribel wie eine Wetterwolke, Nöppeln und seine Lutetia aufessen; aberscht: wir rannten, wie unvernünftig, einzeln vor, bekamen einzeln Kloppe ohnte (und) da bemächtigte sich unser ein bewußtes Panikum. Und wie wir unvernünftig vorgerannt, rannten wir jetzt zurück; und erst, als man sich Bar-sur-Aube hatte nehmen lassen, merkte man, Nöppel schicke uns nur wenig nach und sei bei Troyes stehen geblieben, um abzuwarten, was Blücher thun würde. Dieser Held und würdige Säbel schlüpfte fut und gerade auf Lutetia zu. Jetzt ermannten wir uns endlich, als die Reserven schon zwei Meilen hinter Langres standen. Papa trug sehr viel dazu bei; statt den Kaisern (von Rußland und Oesterreich) nach Chaumont zu folgen, blieb er mit uns zu Colombey-les-deux-Églises und wohnte dem blutigen Gefecht von Bar-sur-Aube bei. Unser Panikum scheint sich, Gottlob, vor der Hand gelegt zu haben und wir stehen so ziemlich wieder da, wo wir vor den letzten, nur durch unsere Schuld herbeigeführten und bedeutend gewordenen Unfällen standen. Jetzt steht dieses Welttheiles Schicksal auf Blüchers Säbelspitze . . . Eben sind von Blüchers Seite beunruhigende Nachrichten gekommen. Nöppel soll zu Berry-au-Bac sein. Noch ist nichts Gewisses darüber. Wird Blücher in diesem Verhältniß geschlagen, so steht es sehr schlimm; wird Nöppel geschlagen, so kann es in acht Tagen aus sein, mit ihm, seinem Reich und seinem Krieg. Es steht sehr mißlich. Der HERR und seine Heerschaaren mögen sich unser annehmen, wie es bis jetzt so augenscheinlich geschehen ist. (Eine Zeile Ausrufzeichen.)“ Blüchers Februaroffensive war zunächst mißlungen, er selbst, Kleist, Wittgenstein, der Kronprinz von Württemberg geschlagen worden und die Marne schien den Vormarsch zu hemmen. Ende März wurde Paris dann ge-

nommen; in den Wochen, wo es als unerreichbar galt, nannten Prinzen und Generale es „einen militärisch ganz unwichtigen Punkt". Ungefähr wie gestern. Noch eine ferne Aehnlichkeit wird dem Gedächtniß sichtbar. Vor Rauchs Fritzendenkmal haben neulich junge Führer und Mannschaft eines Söldnercorps die französischen Fahnen verbrannt, die wir, nach Artikel 245 des Friedensvertrages, zurückgeben mußten. Auch, wie in der Zeitung stand, zwei Fahnen aus den Kriegen gegen Bonaparte? Zu deren Rückgabe waren wir nicht verpflichtet. In Paris wurden 1814, vor dem Einzug der damals verbündeten Briten, Russen, Oesterreicher, Preußen, auf Befehl des Marschalls Sérurier vierzehnhundertsiebenzehn Fahnen und Standarten, die, als Trophäen aus zwei Erdtheilen, im Invalidendom aufbewahrt worden waren, sammt dem Degen und den Orden Friedrichs des Großen zu einem Haufen geschichtet und verbrannt. Damit der Feind selbst die Asche nicht heimsen könne, wurde sie von der Jena-Brücke in die Seine geschüttet. Das geschah am dreißigsten Märzabend. Als am nächsten Mittag der Adjutant des Zars Alexander die Fahnen sehen wollte, fand er keine mehr im Haus und im Dom der Invaliden. Der Feind hatte kein Recht, das Brandopfer zu tadeln. Diesmal war die feierliche Verpflichtung zur Rückgabe vorangegangen. Das gilt auch für die Versenkung der deutschen Kriegsschiffe, die bei Scapa Flow internirt waren. Im November war die Versenkung erwartet worden. Jetzt? Nicht die Feinde wurden diesmal gekränkt (England hatte die Vernichtung selbst empfohlen), sondern die eigene Regirung, die an der Erfüllung übernommener Pflicht gehindert und genöthigt worden ist, von dem Vergehen ihr Unterthaner morgen Entschuldigung zu erbitten. Dritte Aehnlichkeit: Marschall Joffre und die Generale Sir Douglas Haig, Sir David Beatty und Pershing sind von der Univertität Oxford zu Ehrendoktoren der Rechtswissenschaft ernannt worden; den selben Ehrengrad erklommen 1814 Kaiser Franz, Friedrich Wilhelm der Dritte, Metternich, Blücher und der russische General Fürst Lieven. Den rothen Doktortalar und die steife Aufnahmefeier hat ein Jahrhundert nicht verändert. Näht Geschichte auf Mannequins verschiedener Länge und Breite nur neue Kleider?

Artikel 245 (er steht in dem Abschnitt, der uns das bittere Weh der Trennung von den sechs Flügeln des Genter Altars, von unserem Theil an dem „Mystischen Lamm" der Van Eyck und von den Abendmahltafeln des Dirk Bouts bereitet) fordert, außer den seit 1870 aus Frankreich als Beute hergebrachten Trophäen, Archivstücken, Kunstwerken, „alle politischen Papiere, die am zehnten Oktober 1870 im Schloß Cerçay, bei Brunoy (Seine-et-Oise), das damals dem Minister a. D. Rouher gehörte, von deutschen Befehlshabern weggenommen worden sind." Ich muß gestehen, daß ich von diesen Papieren nie mehr als dunkel wirres Gerücht vernommen hatte; und Alle, von denen noch Auskunft zu hoffen war, hoben die Achseln. Herr Léon Chénebenoit hat, im „Temps", auf die Spur geholfen. Rouher, der „Vicekaiser", der noch am vierten September, nach Sedan, dem Senat vorsaß, war mit seiner Familie dem Republikanerzorn nach England entflohen; hatte in seinem Schlößchen Cerçay aber die wichtigsten Staatspapiere zurückgelassen. Dort fand sie die einrückende Siebenzehnte Division. Die guten Mecklenburger durchschnüffelten das Zeug ein Bischen und wollten es eben vernichten oder zum Einwickeln benutzen, als ein gebildeter Offizier dazu kam, in den Briefen allerlei bekannte Namen sah und befahl, die ganze Papiermasse an das Auswärtige Amt zu schicken, das in Versailles, Rue de Provence 14, seine Kriegskanzlei hatte. Oeffentlich hat Bismarck nur einmal die Waffen aus Rouhers Sammlung genützt: als er, nach dem Erscheinen von Benedettis Buch „Meine Mission in Preußen", Louis Napoleons Absicht auf Belgien, auf „eine belgische Kompensation für Sadowa" enthüllte. Gewiß ist aber, daß ihm aus Rouhers Arsenal auch gegen deutsche Fürsten und Staatsmänner wirksame Waffen in die Hand geliefert waren. Der Hesse Dalwigk, der Schwabe Varnbüler, der Saxo-Oesterreicher Beust, der bayerische Graf Bray und andere der Vorherrschaft Preußens widerstrebende Minister hatten von 1865 an in politischem Verkehr mit Rouher gestanden. Für den um die Schöpfung deutscher Einheit Bemühten wars, just in den Tagen von Versailles, ein kaum überschätzbarer Hort. „Die Winselbriefe süddeutscher Könige an den dritten Kaiser Napoleon, Beusts und Brays Zettelungen mit Gramont, die

unvorsichtigen Briefe Dalwigks und Varnbülers: alle Schreiber hatten darauf gerechnet, daß niemals ein fremdes Auge ihre Briefe lesen werde. Man male sich Bismarcks Freude über diesen Fund! All seine deutschen Feinde, all die Lästigen, die so lange sein ehrgeiziges Planen durchkreuzt hatten, waren nun in seiner Hand. Eine Veröffentlichung, im Reichsanzeiger oder im Moniteur de Versailles: und ganz Deutschland schrie in Wuth auf." Herr Joseph Reinach sagts in dem Buch „Eine historische Erpressung". Und Albert Sorel in der diplomatischen Geschichte des Einheitkrieges: „Bismarck benutzte die Papiere zur Bedrohung der süddeutschen Höfe, die, wenn er seine Geheimnisse enthüllte, vor der Oeffentlichen Meinung in üblem Licht standen und deren durch die Drohung geweckte Angst die zwischen ihren Staaten und Preußen schwebenden Verhandlungen sehr erleichterte." Der Diplomat Rothan in dem Buch „Politique française": „Der Raub dieser Papiere ist ein für unsere diplomatische Geschichtschreibung unersetzlicher Verlust." Für die Rückforderung haben die Herren Reinach und Piccionni, der Leiter der pariser Staatsarchive, sich eingesetzt. Wir wollen hoffen, daß der Fund gut bewahrt ist (besser als Manches aus uns näherer Zeit) und nun, endlich, ans Licht kommt. Von den Briefschreibern lebt keiner mehr; und gerade jetzt wäre die Erkenntniß lehrreich, welche von fern unsichtbaren Hindernisse die Reichsgründung erschwerten und welche Glückszufälle dem Meister ermöglichten, aus einander feindlichen Elementen, dennoch, haltbare Einheit zu schaffen.

Der hamburger Aufruhr, der in der Presse ein paar Tage lang das Gezeter über den „Raubfrieden", „Schmachfrieden" ersetzte, war durch die Entdeckung bewirkt, daß die für Massenabsatz arbeitende Fabrik von Heil ihre Konserven aus dem Fleisch von Ratten, verreckten Hunden und Katzen bereitet hatte. Pestgestank verrieth, allzu spät, das infame Treiben; die stürmende Menge fand die eklen Kadaver, tobte ihre erste Wuth an dem schuftigen Fabrikbesitzer aus, der auf so schmähliche Weise Profit erjagt hatte, und wandte, noch heiß von Zorn und Blutdunst, sich danach in die gewiß nicht ungebührliche Frage um, ob denn keine Behörde der

Freien Stadt die Pflicht empfunden habe, solchen großen, für die Volksernährung, Volksgesundheit wichtigen Betrieb unter Aufsicht zu stellen. Was weiter, auf den Wegen mittelalterlicher Gassenjustiz, geschah, schildert anschaulich ein Privatbrief, dessen Hauptstück ich drum hier abdrucke.

„In Hamburg waren Rathhausmarkt und Jungfernstieg von aufgeregten Menschen erfüllt. In ihrer Mitte zogen sie einen Karren. Ein älterer, kreidebleicher Mann stand vornauf und hielt mit bebenden Händen ein Schild mit der Inschrift: ‚Ich bin der Meister der Heil-Fabrik.' Hinter ihm eine zweite Tafel: ‚Die Vorarbeiter.' Die Leute hielten in beiden Händen Ratten, Katzen, Hundetheile. Ab und zu hielt der Wagen. Dann mußten die Leute aus einem Topf essen. Ich konnte nicht sehen, was. Einige behaupteten, es sei rohes Katzenfleisch, Andere ‚Heil-Bouillon'. Die Sache hatte durchaus das Wesen einer Volksjustiz. Die Masse (mit viel Gesindel vermischt, aber Alles ohne Waffen, Schutzleute oder Volkswehrmänner waren nicht zu erblicken) genoß das Schauspiel. Die sittliche Empörung war nicht sehr einheitlich. ‚Die können dja nix davör.' ‚Aber natürlich: Die haben dja doch Schweigegelder genommen.' ‚Dafür haben sie doch auch schönes Geld verdient.' ‚Das kann man keinem Menschen verdenken in diese Zeit.' Der Zug ging johlend weiter. Gegen Abend hörte ich schießen. Mit Bekannten im Fährhaus. Um neun Uhr kam der ‚Ober' angestürzt. ‚Wir können nicht weiter serviren. Sie kommen. Das Atlantic wird gestürmt.' (Was sich später als falsch herausstellte.) Vor dem Fährhaus stand Einwohnerwehr. Solvente Leute. Weißrothweiße Binde am Unterarm und das übergehängte Gewehr über bourgeoisem Mantel. Vor vorgehaltenem Gewehr stand unser Wagen. ‚Sie gestatten.' Und ein tüchtiger Prokurist durchsuchte die Sitze des Autos. ‚Danke sehr. Sie können fahren.' Und wir fuhren unter anschwellendem Gewehrlärm der Stadt zu. Am nächsten Morgen ging ich an die Innenalster. Sie war von einer dichten Zuschauermenge umlagert. ‚Das Rathhaus wird gestürmt.' ‚Die Bahrenfelder sind gefangen.' ‚Die Volkswehr ist mit zwölftausend Mann übergetreten.' Wilde Gerüchte liefen von Mund zu Mund. Auf der anderen Seite war ein wüster Auflauf. Er schob sich johlend gegen das Wasser. Nun flog irgendetwas ins Wasser; tauchte wieder auf. Gewehrschüsse hinterdrein. Es verschwand; und tauchte wieder auf. Neue Schüsse. Dann versank es. Plötzlich kam Etwas auf uns zugeschwommen. In die Menschen, die

bisher, wie innerlich ferne Zuschauer einer Filmvorführung stumm, erstaunlich, ohne kundgegebene Antheilnahme, gefolgt waren, kam plötzlich eine erregte Bewegung. Einzelne liefen ein Stück fort, blieben aber dann wieder stehen; Frauen fingen zu weinen an. Im Hintergrund schrie, immer wieder, ein dicker Herr: ‚Immer ruhig Blut bewahren.' Bewaffnete Burschen stürzten herbei. Das Gewehr vorgestreckt. Litewka, offener Rock, Schiffermütze, halb Matrose, halb Hafenarbeiter, halb Soldat, halb Rowdy: ‚Da kömmt der Bahrenfelder.' ‚Nieder mit dem Bluthund!' ‚Haut dat Aas.' Einer der Kerle wollte schießen. Aus dem Publikum rief man: ‚Nicht schießen!' Der Kerl setzte wieder ab. Inzwischen hatte der Bahrenfelder die Treppe erreicht. Er kroch halbtot herauf. Leichenfahl; ein netter junger Bursch. Einer von den Kerlen stürzte mit erhobenem Kolben vor. Ein anderer schrie: ‚Wieder rein ins Wasser!' Da trat ein baumlanger Matrose vor. ‚Der hat Strafe genug gehabt.' Aber die Anderen wollten nicht. Der Matrose fing zu sprechen an. Er schien in einer Rednerschule gelernt zu haben. Man hörte die Worte ‚Kapitalismus' und ‚Proletariat', ‚mißleitet', ‚nicht verantwortlich machen'; ‚das Volk soll selbst entscheiden'. Es war offenbar nicht ohne Eindruck auf die ‚Aufständischen'. Sie wollten sich der ‚Volksstimme' fügen. Darauf wurde von einer Zufallsmenge abgestimmt über das Leben eines Menschen! Es sprach sich nach hinten weiter. Alle reckten die Arme. Die erdrückende Majorität war für den armen Jungen. Er taumelte davon, Thränen in den Augen und einen unbegreiflichen Ausdruck im Gesicht. Man hätte ihm gern zugesprochen, aber man wagte es nicht recht; denn die ‚Anderen' standen noch etwas verblüfft und uneins debattirend zusammen. Dann trollten sie ab. Der Bursch war schon fort. Vielleicht war das Zuschauerthum das Unbegreiflichste daran."

„Nicht Neider nur wisperten, Erzherzog Franz Ferdinand habe den Verzicht auf den Thron nicht ganz ernst genommen, habe den Sinn der Eidesformel, die am achtundzwanzigsten Juni 1900 in der Kleinen Rathsstube der Hofburg sein Mund sprach, seine Hand unterschrieb, schon als Thronfolger über den ihr erdachten Rahmen gedehnt. Herzogin: Das klang, als Titel seiner Frau, beinahe wie Erzherzogin. Und wenn der „Generalinspektor der gesammten bewaffneten Macht der Monarchie" in dieser Eigenschaft (des Kriegsherrn im Frieden)

in einen Garnisonort einzog: durfte dann die Frau neben ihm sein? Mußten die Behörden, militärische und bürgerliche, ihr dann nicht wie einer Erzherzogin huldigen? Konnte der Bürgermeister eines bosnischen Nestes mit dem Spürsinn eines Ceremonialgelehrten unterscheiden, was der Frau des Erzherzogs, was der Erzherzogin gebührt? Und unterschied er nicht, dann war die Eideshülse schon entkernt und aus Mißbrauch konnte mählich Gewohnheit werden. Denn die Einrichtung morganatischer Ehe begrenzt den Geltungbezirk der Frau ins Haus, in familiären und gesellschaftlichen Verkehr. Diese Grenze hat der Mann überschritten, der, als Generalissimus (Vertreter des Kaisers), seine Frau neben sich in den Einzugswagen setzt und ihr von den Verwaltunghäuptern amtlichen Gruß erzwingt. Hier lauerte Gefahr. Wäre die Summe von Mißgriffen, die das Attentat in Sarajewo gelingen ließ, möglich geworden, wenn nicht der Entschluß, die Manöverreise in eine Huldigungfahrt münden, der Herzogin die den Töchtern des Erzhauses vorbehaltenen Ehren spenden zu lassen, das ganze Räderwerk der bosnischen Polizei und Stadtverwaltung in Wirrniß gerissen und blinder Zufallswirthschaft das Thor geöffnet hätte?" Vor fünf Jahren, sogleich nach der Ermordung Franz Ferdinands, habe ich diese Sätze hier veröffentlicht. Jetzt sind in „Danzers Armeezeitung" Notizen des (1914 der kaiserlichen Adjutantur zugehörigen) Feldmarschall-Lieutenants Margutti zu lesen, die mein Ahnen leidig bestätigen. Auf dem schönbrunner Arbeitstisch des Generaladjutanten Grafen Paar, des dem alten Kaiser ein Jahrzehnt lang nächsten Gehilfen, sah Margutti die Programme für die bosnische Reise Franz Ferdinands und seiner Frau. Er notirt: „Auch das für die Reise der Herzogin von Hohenberg, die direkt nach Sarajewo fahren sollte, zeigte ganz die hochoffizielle feierliche Form, die sonst einzig und allein üblich war, wenn der Kaiser als Staatsoberhaupt und Herrscher reiste. Daß diese Programmform nun auch für eine Reise der noch hinter den Erzherzoginnen rangirenden Gemahlin des Thronfolgers gelten sollte, mußte in Hofkreisen allgemein als ein neuer Schritt aufgefaßt werden, der die Herzogin wieder um eine Stufe aufwärts führen sollte." Einspruch? Die Programme waren schon fertig gedruckt und

sollten dem Kaiser nur „zu Kenntnißnahme" vorgelegt werden, da alles zur Ausführung Nothwendige, wie das Oberst-hofmeisteramt meldete, schon vom Belvedere, der Residenz Franz Ferdinands, aus „unabänderlich" angeordnet worden sei. Das, sagte Graf Paar, „ist denn doch ein starkes Stück". Der alte Franz Joseph war zu müde, um das Nein zu sprechen, das er dann, dem heftigen „Herrn Neffen" ins Auge, begründen mußte; und ging deshalb, den Brecher ehrwürdigen Brauches nicht mehr zu sehen, am nächsten Morgen, acht Tage früher, als geplant war, in sein liebes Ischl. Dorthin kam am achtundzwanzigsten Junimittag die Meldung des Doppelmordes. (Die erste, vom Oberhofmeister des Erzherzogs, sprach, in erquickendem Kurialstil, mehrfach von den „höchsten Leichen".) Paar brachte die Depesche dem Kaiser; kam schon nach drei Minuten aus dessen Zimmer zurück und sagte zu Margutti: „Der Kaiser speist heute allein. Morgen früh gehts nach Wien." Auf die Frage, wie der Greis die Schreckenskunde aufgenommen habe, nach einer Pause: „Er hat in seinem Leben so viel Böses durchgemacht, viel Schlimmeres als Das! Er hat nicht viel gesagt. Er schloß die Augen, blieb ganz in Gedanken versunken und sprach dann: ‚Entsetzlich! Der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern! Eine höhere Gewalt hat die Ordnung wiederhergestellt, die ich, leider, nicht zu erhalten vermochte.' Später hat er alles für die Ueberführung der Leichen und das Ceremoniale Erforderliche mit der bei ihm nie genug zu bewundernden Präzision angeordnet. Du weißt, Margutti, wie der Kaiser mit dem Erzherzog stand. Sie waren einander menschlich entfremdet. Und nun kam noch die Heirath hinzu. Selbst nach des Erzherzogs feierlichem Thronverzicht für seine Kinder wurde der Kaiser nie die Besorgniß los, daß der Erzherzog, von seiner geistig ungewöhnlich begabten, aber auch überaus ehrgeizigen Frau gedrängt, einmal doch Mittel und Wege finden werde, um seinem ältesten Sohn die Thronfolge noch irgendwie zu sichern." Margutti fragt, ob der Kaiser nicht fürchte, der Mord werde politische Folgen haben. Paar: „Nicht im Geringsten. Es ist eins der tragischen Ereignisse, wie er sie schon öfter in seiner Fa-

milie erleben mußte. An irgendwelche Folgen für unsere Monarchie denkt er ganz gewiß nicht." In Franz Josephs erstem Erlaß stand denn auch, des Doppelmordes Ursprung sei in dem „Wahnwitz einer kleinen Schaar Irrgeleiteter" zu suchen. Serbien schien ihm schuldlos. Und sein Glaube wurde durch den Bericht des Ministerialbeamten Von Wiesner bestätigt, der am dreizehnten Juli, als Ergebniß seiner Untersuchung, aus Belgrad meldete, Hof und Regirung Serbiens habe mit dem Attentat keine Gemeinschaft. Wie, dennoch, möglich wurde, den bedächtigen, nach Conrads Zeugniß geistig noch durchaus klaren Greis zur Absendung des Ultimatums und, nach Serbiens demüthiger Antwort, zur Kriegserklärung zu stimmen? Ein Theil des Hochadels war wüthend, weil die Gräfin Chotek, Herzogin von Hohenberg, im Bestattungceremoniale auf Befehl des Kaisers, der ihr die angemaßten Monarchenehren nicht verzeihen konnte, so weit von dem Thronfolger distanzirt wurde. Magyarenhaß nützte die Gelegenheit zu Hetze gegen die seiner Herrschsucht lästigen Südslawen. Berlin rieth, „das Ultimatum so zu überpfeffern, daß die Serben es nicht schlucken können". Franz Joseph fürchtete, für zu alt, zu schlaff und kriegscheu gehalten zu werden; und sagte schließlich: „Wenns sein muß, wollen wir mit Anstand untergehen." Oft hatte er schwierige, nicht zu Eile nöthigende Entscheidung mit dem Wort hinweggeschoben: „Das mag der Herr Neffe auslöffeln!" Nun hat Erzherzog Karl, der Sohn des schönen Lüdrians Otto und einer Sachsenprinzessin, den der Kaiser am neunundzwanzigsten Juni 1914 auf dem penzinger Bahnhof als Thronfolger, den dritten, begrüßt hatte, den ganzen Napf ausgelöffelt. Rudolf im Lustbett, Franz Ferdinand auf der Straße gemordet, Karl entthront, verbannt; alle Drei irgendwie Weibesopfer. Tu, felix Austria, nube? Marguttis Notizenblatt beweist (auch Denen, die es noch nicht wußten), daß der Hingang des zweiten Thronfolgers den Kaiser nicht „erschüttert" noch gar „ins Herz getroffen" hat. Eben so thöricht wie dieser Schwatz war, noch blinder nur, der Wahn, Franz Ferdinand sei vom Haß der Slawen getötet worden. Deren schimmernde Hoffnung war der einer Slawin hemmunglos hingegebene Erzherzog, der auf dem

Hradschin sich zu Böhmens König krönen lassen und die Uebermacht der Magyaren aus dem Schaft brechen wollte. Auch, daß ihm weder Rußland noch eine Westmacht (außer dem von ihm leidenschaftlich gehaßten Italien) mißtraute, habe ich schon vor fünf Jahren gesagt. „Sein Wirken nährte in West so rothbackige Hoffnung, daß, zum ersten Mal nach vier Jahrzehnten, England sich zur Kotirung einer ungarischen Staatsanleihe entschloß und pariser Finanzschreiber fragten, warum Frankreich dem Vorgang nicht folge. Oesterreichs Feinde hatten den Thronfolger nicht wie den Führer himmlischer oder höllischer Heerschaar gefürchtet. Den Mächten der Triple-Entente hat sich am Veitstag kein Alb von der Brust gelöst. Das Staatsgeschäft der Doppelmonarchie ward durch den Tod Franz Ferdinands nicht erschwert. Wer Geschichte als Erlebniß fühlt und, seit dem Bukarester Frieden, die Spannung der Willensstränge, den Zeiger des Manometers betrachtet hat, weiß, dennoch, was in Südost sich aus Nebeln braut. Heißer Sonntag war, als ich, am Bahnhof Zoologischer Garten, ausrufen hörte: ‚Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet!‘ In der Hauptstadt der Bosna, die altserbisches Siedlergebiet war, ein Ziel neuserbischen Sehnens ist. In der selben Sekunde trieb Ahnung den Ruf auf die Lippe: ‚Das ist der Krieg!‘ Aus Bosnien, hatte Peter Schuwalow geschrieben, ‚kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens; wie Fels ist in mir die Ueberzeugung fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt. Rühret nicht muthwillig daran!‘“ Wieder achtundzwanzigster Juni: 1919; Friedensschluß in Versailles.

Ein neuer Pressesport ist, täglich den Deutschen zu erzählen, wie heftig in Amerika der Zorn über den versailler Friedensvertrag tobe und wie völlig das Volk dem Präsidenten, weil er diesem Vertrag zustimmte, sein Vertrauen entzogen habe. Die letzte Nachricht, die ich las, meldete, der Name Wilsons sei, als ihn ein in Carnegie-Hall redender Senator nannte, von der Mehrheit der Zuhörer ausgepfiffen und durch diese Demonstration der Wuth wieder bewiesen worden, daß „auch drüben“ der Nimbus des Präsidenten zerstört sei. Fast jeder

Tag bringt ähnliche Meldung. Der (nicht ganz ungefährliche) Zweck ist: den Glauben zu nähren, der Vertrag sei ein so schändliches Teufelswerk, daß alle halbwegs nach Gerechtigkeit strebenden Menschen ihn empört verdammen, und aus der Wurzel dieses Glaubens die Triebe sprießen zu lassen, deren Frucht der Wille zu Rächung der höllischen Tücke werden soll. Nach Jahren dichter Absperrung ists hier, wo amerikanische Zeitungen selten und spät ankommen, schwer, sich von der Volksstimmung in der großen Republik ein deutliches Bild zu machen. In keinem Lande der Welt war sie, seit die Völker aus der Rolle des Chors in die Mithandelnder vorgetreten sind, aus dem in der Sphäre von Senaten Geschehenden erkennbar, wo immer, natürlich, autoritäre, manchmal auch plutokratische Luftströmungen stärker sind als in den von der Volksmasse bewohnten Thälern. Ich neige in den Glauben, daß die Amerikaner europamüde geworden sind, von der aus Asien vorspringenden Halbinsel, die sich einen Sondernamen und ein Recht auf ewige Weltherrschaft anmaßt, das Auge wieder dem ungeheuren Kreis ihrer eigensten Interessen zuwenden, und fürchte, daß sie sich früher, als der Menschheit lieb sein könnte, von Europa politisch desinteressiren werden, weil dessen Enge ihrem Thatendrang nicht genügt und weil die besondere Form ihres Idealismus, ihr metaphysisches Sehnen, das durch den Ertrag der großen Geldsammlungen für Zwecke des Christenthums jetzt wieder bestätigt worden ist, hier, auf dem dürren Boden des nüchternsten Rationalismus, keine Erfüllung findet. Trotz allen von der noch immer laut fortarbeitenden Propagandamaschine ausgespienen Meldungen ist mir, leider, unwahrscheinlich, daß die Antipathie gegen Deutschland schon tief genug abgeebbt ist, um die Verurtheilung des Friedensvertrages zu ermöglichen, von der uns erzählt wird. Vielleicht glaubt man drüben nicht mehr, die Hauptthätigkeit deutscher Soldaten habe im Aufspießen holder Säuglinge bestanden, vielleicht ist man auch gegen andere Angaben der Filmpolitik mißtrauisch geworden und sieht in dem Verbrennen von Partituren und Klavierauszügen deutscher Tonkunstwerke nicht mehr ein würdiges Symbol sittlichen Unwillens. Ganz

aber kann die Antipathie nur durch Deutschland selbst aus-ausgetilgt werden, durch entschlossene Abkehr von Brutalitätkult und Parvenuhochmuth und durch Wahrhaftigkeit, die keinen Fehler Einzelner, keinen der Nation ableugnet oder beschönigt. Dem Amerikaner, der Deutschland kennt, braucht Niemand zu schwören, daß hier durchaus nicht nur „Hunnen" wohnen. Und manches Erlebniß auf europäischem Festland hat die Kriegsmannschaft der Neuen Welt erkennen gelehrt, wie nah neben Heroismus Kleinlichkeit und Habgier hausen kann. Bismarck, der, trotz seinem stark betonten Preußenthum, stets Antimilitarist und von der Militärpartei deshalb niemals geliebt war, sagte, der kluge Instinkt eines großen Volkes zeige sich auch darin, daß es sich hüte, „den Haß anderer Völker, selbst befreundeter, zu heirathen."

Die selbe Erde, die Amerikas Kriegern die tiefe Kluft zwischen Ideal und Realität zeigte, hat sie schmerzhaft wohl auch dem Auge des Präsidenten sichtbar gemacht. Wenn die Unerreichbarkeit des Ideals vom Streben danach entmuthigen müßte, wäre die Menschheit nicht über das missing-link zwischen Affe und Höhlensiedler hinausgelangt. Wer ohne Parteivorurtheil, ohne americo- oder germanocentrische Brille das Produkt der pariser Berathungen betrachtet, muß bekennen, daß es dem Ideal fast so nah gekommen ist, wie die Entstehungstunde und der angehäufte Völkerhaß erlaubte. Nie zuvor ist ein Friedensvertrag ethisch so tief unterkellert, nie von einem, ehe er noch in Kraft trat, offiziell und feierlich angekündet worden, er werde allen neuen Ereignissen und Lebensbedingungen angepaßt werden, also nicht starr die Entwickelung hemmen. Von diesem (kaum noch erwähnten) Beschluß, der bald zu Aufnahme des durch entsetzendes Erlebniß geläuterten Deutschland in den allem senatorischen Widerstand trotzenden Völkerbund führen muß, erwarte ich, nicht für uns nur, das Heil. Der Mann, der in dem Aufruhr rohster Leidenschaften dieses Ethos, diesen Willen zu reinerem Menschheitzustand durchzusetzen vermochte, hat, so weitab das Erreichte auch von seinem Ideal blieb, gewiß sein Vaterland würdig vertreten und es, für immer, aus dem von Dummheit begünstigten Verdacht gehoben, nur die Heimath des Ringens um

materielle Güter zu sein. Nach einem weisen Wort Goethes ist, freilich, Niemand für seinen Kammerdiener groß. Der in der Intimität des Alltages, mit den Jedem anhaftenden Mängeln, Schwächen, Wunderlichkeiten Gesehene verliert, gar vor Dienersauge, das nur Kleines scharf erblickt, leicht den Nimbus des aus der Ferne Angeschauten. In Menschlichkeit Größe zu suchen, ist nicht leichter, als in Größe Menschlichkeit zu finden. Jedes Staatshaupt, auch das ungekrönte, scheint dem in hero-worship alten Stils Gewöhnten kleiner, wenn ers lange in der Nähe sieht. Daß nach Jahren der Beschäftigung mit allgemein-menschlichen Interessen, die mancher „Realpolitiker" doch nur für Phraseologie hält, Amerikas große Sonderbedürfnisse sich kräftiger regen, alte und neue Wünsche, Persönlichkeiten, ehrgeizige Hoffnungen sich in den Vordergrund drängen, begreife ich. Unglaublich aber klingt mir die hartnäckig wiederholte Behauptung, die Volksgunst, die Liebe der schlicht empfindenden Masse habe sich von Dem abgewandt, der mindestens doch als ein Moses neuer Welt das Gelobte Land und den hinführenden Weg gezeigt hat. Lange in Aller Blickpunkt zu stehen, ist Jedem gefährlich. Ehe er Minister wurde, hat Herr von Bülow gesagt, sein Monarchen-Ideal verkörpere sich in dem Kaiser von China, den nie Einer nah sehe. Der Graf, Fürst, Kanzler Bülow ist von diesem Ideal abtrünnig geworden. Sonst hätte das Schicksal Deutschlands und seines Kaisers, der immer und überall sichtbar, leider auch weithin hörbar war, sich am Ende doch anders gestaltet.

Wilhelm . . . Die öffentliche Anklage der verbündeten und verbundenen Mächte hat ihn aus der Vergessenheit geschaufelt. Aus Holland wird berichtet, daß er in Amrongen nach alter Gewohnheit Hof hält, zu Vorträgen „befiehlt", den Anzug vorschreibt, souveraine Urtheile über die Austrocknung des Zuydersees, wie früher über Marinekonstruktionen und Keilschrifturkunden, abgiebt, eine wahre Gespenstersonate der Majestät spielen läßt und aus der Fülle der ihm jetzt zugehenden Depeschen, Adressen, Huldigungen die Hoffnung schöpft, die Auferstehung in majestätische Wirklichkeit zu erleben. Daß er die Wünsche des kleinen

Volkstheiles, der an der Rückkehr in Militärmonarchie, deren Aemter und Würden interessirt ist, mit der (ihm höchst ungünstigen) Meinung der tief überwiegenden Volksmehrheit verwechselt, ist, gerade an ihm, verständlich. Alles in den letzten Wochen Geschehene beweist aber, nicht nur durch Hofprediger-Reden, Aufrufe eines Offizierfrauen-Bundes und ähnlich „zeitgemäßer" Ligen, wie dem Flüchtling der Zwang, sich dem Gericht seiner Gegner zu stellen, nützen, wie schnell er ihm in „Sympathie" helfen würde. Und wenn Herrn Wilhelm, weil ihm persönliche Schuld nicht nachzuweisen wäre, gerechte Richter freisprechen müßten? Wurden auch die Folgen solchen Prozeßausganges bedacht?

Der Angeklagte könnte sprechen:

„Gegen Ende der kieler Regattawoche ist mir die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau gemeldet worden. Er war mein Freund: deshalb brach ich die Feste ab und fuhr, in der Hoffnung, ihm in Wien die letzte Ehre erweisen zu können, nach Haus. Politische Folgen des Ereignisses konnte ich um so weniger erwarten, als mir berichtet wurde, der alte Kaiser Franz Joseph habe die Nachricht von der Ermordung seines Neffen und Thronfolgers ganz ruhig aufgenommen. Er stand ja mit dem Neffen sehr schlecht und bereute, die morganatische Ehe mit einer Hofdame erlaubt zu haben. Auch mein Kanzler meinte, ernste Verwickelungen seien nicht zu fürchten, und drängte mich, die alljährliche Nordlandreise anzutreten. Am fünften Juli wurde mir das vom Grafen Hoyos nach Berlin gebrachte Memorandum überreicht und vom Botschafter Oesterreich-Ungarns gesagt, wenn Serbien die von ihm geforderte Genugthuung verweigere, werde eine Strafexpedition nach Belgrad nöthig sein. Mir lag nur daran, daß Oesterreich im Dreibund wieder als ein kräftiges Glied funktionire: deshalb stimmte ich dem begrenzten Plan Wiens zu und ließ mich bewegen, meinen Oheim, den König von Rumänien, um Zügelung seiner Irredenta zu bitten und den mir höchst antipathischen Zar der Bulgaren als Flankendeckung des Dreibundes zuzulassen. Trotzdem ich an eine Weltkrisis nicht glaubte und gewiß war, daß Frankreich, mit

schlechten Finanzen und ohne Schwere Artillerie, Rußland von gewaltsamem Eingriff abhalten werde, befahl ich pflichtgemäß am sechsten Juli den Chefs meines Heeres und meiner Flotte, alles für plötzlichen Kriegsausbruch Nothwendige vorzubereiten. Abends reiste ich ab, empfing unterwegs nur beruhigende Meldungen, wollte, wenn eine etwas bedrohlicher klang, jedesmal heimkehren, wurde aber von Bethmann beschworen, nicht durch verfrühte Rückreise Europa zu beunruhigen, das sonst glauben werde, wir planten Krieg. Von dem Inhalt des wiener Ultimatums, der am dreizehnten Juli in Berlin mitgetheilt wurde, von den Vermittelungvorschlägen Greys und anderer Staatsmänner erfuhr ich nur wenig. Eine Randbemerkung von meiner Hand wird beweisen, daß ich die von Serbien angebotene Genugthuung ausreichend, Oesterreichs Mehrforderung übertrieben fand. Am Sechsundzwanzigsten kam ich, von ängstlicher Ahnung aufgescheucht, abends, gegen den Wunsch des Kanzlers, unerwartet zurück und sah dann bald, wie thöricht meine Leute gewirthschaftet hatten, weil sie Bülows Erfolg in der bosnischen Sache, zu Gunst ihres schwachen Prestiges, nachahmen wollten. Wie schnell und scharf ich im Friedenssinn eingriff, zeigen die drei Depeschen, die, auf meinen Befehl, die Oesterreicher in strengem Ton zu Nachgiebigkeit ermahnten. Daß man hinter meinem Rücken den alten Botschafter Szögyenyi anders informirte und in den Glauben brachte, ich sei gegen die Annahme des englischen Vermittelungvorschlages, ist nicht mir als Schuld anzurechnen. Ich habe Bethmann, mit dessen diplomatischer Juliarbeit ich sehr unzufrieden war und den ja jetzt auch das Gewissen getrieben hat, sich für seinen Kaiser dem Gericht anzubieten, damals nur behalten, weil ich glauben mußte, der von den Alldeutschen angefeindete Kanzler gelte in London, Paris, Petersburg als vertrauenswürdig. Als der besonnene Chef meines Generalstabes mir sagte, die russische Gesammtmobilisirung sei für uns so bedrohlich, daß wir ihre Zurücknahme durchsetzen oder selbst Rußland den Krieg erklären müßten, konnte ich nicht die Verantwortung deutscher Lebensgefahr auf mich nehmen. Eine große Zahl glaubwür-

diger Zeugen, deren Vernehmung Ihre Gerechtigkeit nicht ablehnen kann, wird bekunden, wie oft ich mit äußerster Energie mich gegen Krieg gesträubt und für die Erhaltung des Friedens eingesetzt habe; so oft, daß die Franzosen mich als ‚Guillaume timide' verspotteten und fast als feigen Schwächling hinstellten. Zufallsworte können auch vor Ihrem politischen Gericht nicht strafbar sein. Wirksam zu handeln aber vermochte ich nach der Verfassung erst nach erlangter Zustimmung des Kanzlers, der durch seine Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit für jeden politischen Schritt des Kaisers übernehmen mußte. Das gilt, natürlich, auch für die belgische Sache, für den Beschluß des Unterseekrieges und so weiter. Militärisch war ich an die Darstellung der Obersten Heeresleitung gebunden. Die wird bezeugen, daß ich vermeidbare Grausamkeit, unnöthige Barbarei niemals wollte und daß, zum Beispiel, Miß Cavell am Leben geblieben wäre, wenn nicht ein wüthiger General die Hinrichtung befohlen hätte, ehe meine Begnadigungdepesche eintraf . . ."

Das würde in dem Gerichtsverfahren wider Wilhelm gesagt werden. Noch mehr. Das, alle Vertheidigerrede, entschuldigt ihn nicht vor dem Tribunal der Geschichte. Vor einem von seinen Feinden gebildeten, das ihn irdischer Strafe unterwerfen will, ihn oder seinen Anwalt so sprechen zu lassen, wäre nicht sehr weise. Bedenket, wem damit genützt, wem geschadet würde, Republikaner der Welt! Und erwäget auch, daß der Angeklagte Wilhelm von Hohenzollern den Vortheil hätte, zum ersten Mal in seinem Leben lange nicht gesehen, nicht gehört, Augen und Ohren seit acht Monaten so fern gewesen zu sein wie die alten, in goldener Sänfte durch die stille Palaststadt getragenen Kaiser von China.

Er wagt nicht, sich zu regen. Hat Jeden abgewiesen, der ihn bat oder mahnte, unerschrocken vorzutreten und selbst, von der Heimath, von den Häuptern neutraler Länder, Gericht und Spruch (Feststellung-Urtheil nennts die Sprache des Bürgerrechtes) zu fordern. Hundertmal schrie sein nasales Berlinerpathos in Kriegerreihen, für Kaiser und (nebenbei, weils mal zur Formel gehört) Vaterland dürfe kein Opfer zu schwer, auch des Lebens nicht zu kostbar scheinen. „Den letzten Blutstropfen! Das kannch verlangen! Das mußch

verlangen!" Zwei Millionen Deutsche hat der Krieg, das Kriegserlebniß getötet; ein Krüppelheer wandert durch das Land. Der den Krieg erklärt, ihm, in Pleß, Luxemburg, Charleville, Kreuznach, Homburg, Spaa, nicht das kleinste Behagensopfer gebracht hat und dem nicht von Schleiern Getäuschten doch als die eitles Fleisch gewordene Kriegsursache vorm Auge steht, duckt sich ängstlich; hebt nicht, als an seiner Person der von Menschengewimmel inbrünstig ersehnte Friede zu scheitern droht, den Kopf mit der undulirten Scheitelsträhne; ermannt sich nicht in Vertrauen auf „unseren alten deutschen Gott", den seine Zunge alltäglich aufmarschiren ließ, in dessen Hand er sich aber nicht so sicher fühlt wie hinter Maschinengewehren. „Die Furchtsamkeit des Kaisers ist fast der einzige Aktivposten in meiner Rechnung für Deutschlands Zukunft": sagte Bismarck 1893. Würde nicht, immer noch, alles zu Urtheilsbildung Nothwendige den Deutschen verschwiegen oder verlogen: nicht des innerlich krummsten Dorfpastors Stimme spräche heute für Diesen. Er wäre vom Volksthing gerichtet. Für ihn, der sich ins amronger Schlößchen, wie zuvor in sein Bellevue, verkrochen hat, rühren sich die Nächsten. Prinz Eitel Friedrich von Hohenzollern (nicht mehr: von Preußen) und seine jüngeren Brüder, die, unbelästigt, in Potsdam, Rheinsberg und anderswo sitzen, haben sich, dem Vater den „entehrenden" Gang vor Gericht zu sparen, dem König von England als Geiseln angeboten. Ein unkluger, unschöner Gestus. Wo Begriffe fehlen, stellt in dieser unaufhaltsam sinkenden Schicht stets das Wort „Ehre" sich ein. Der Tischoffizier in einem Gardekasino kann nicht glauben, Wilhelm würde entehrt, wenn er die Verantwortlichkeit des Amtes auf sich nähme, in dessen Wonnen er drei Jahrzehnte lang geschwelgt hat; die Bereitschaft, sich fremdem Gericht zu stellen, könne die Ehre Allerhöchstdesselben so häßlich beflecken wie die Flucht aus dem Unglück seiner Landsleute. Und King George weiß nicht nur, wie in Kriegszeit der Herr Vetter und drei seiner Neffen von ihm sprachen, sondern auch, daß sie sich an ihn, den politisch Machtlosen, wenden, weil ihr Dünkel sich nicht in Gespräch mit dem pariser Rath der Fünf, dem allein die Entscheidung zusteht, herablassen mag. Würdiger und wirksamer war

der Brief des alten Herrn von Hindenburg an den Marschall Foch. (Hätte er, als Feldherr, im Oktober zum Feldherrn gesprochen: Waffenstillstand und Friede wären nicht ganz so hart geworden.) Als achter Bittgänger für den Allerhöchsten Kriegsherrn von gestern kam Bruder Heinrich; und rüttelte „im Namen der Gerechtigkeit" an dem Thor des Buckingham-Palastes. Gerechtigkeit forderte längst ein Verfahren, das über die Entstehung des Krieges und über die „deutschen Gräuel" Klarheit zu schaffen versuchte. Könnten wir auf ungehemmtes Walten der Gerechtigkeit, wie auf Granit, bauen, dann erst dürften wir Wilhelms Feinden zurufen: „Ne bis in idem! Denket des alten Rechtssatzes und heischet nicht den durch den Verlust der Krone, durch die Entmachtung seines Hauses Bestraften noch einmal, wegen der selben Vergehen, vor den Richter." Da noch die letzte Juninote, die erste des Kabinets Bauer, Deutschlands Schuld am Kriegsausbruch heftig bestritt, würde uns geantwortet: „Nicht als Schuldigen habt Ihr ihn abgesetzt, sondern als Einen, dessen Beutezug mißlang; und noch der am am sechsten Juli auf Preußens Kanzeln verlesene Hirtenbrief huldigt ihm hymnisch." Warnt aber nicht Vernunft, nicht das Allbekenntniß zu Güte, durch eine lange Reihe schwer aus Mißtrauensdunst zu lösender Strafprozesse die Entgiftung des Völkerverkehrs aufzuhalten und rückwärts die Blicke zu lenken, deren Vorschau dem Erdtheil, der Erde nun Saat streuen, in Erntehoffnung helfen soll? Der Menschheit wird neuer Tag; und aus dem Scharlach seiner Frühe flammt vor Europa, nicht vor Deutschland nur, die große Frage auf, wie in Millionen Hirne und Herzen der Wille zu, die Freude an Arbeit zu pflanzen sei, ohne die heilsam Neues sich niemals entwirken könnte. Jedem Thätigen werde der vom Ertrag seiner Arbeit ihm gebührende Theil. Und schürt ihm die Gewißheit, daß sein freudiger Fleiß auch ihm selbst Zins einträgt, das Feuer des Willens, dann lauscht seine Seele bald wieder dem Wort redlicher Menschenliebe. Lasset die Toten Tote begraben, Entgeistete selig sprechen oder verdammen. An dem Tag, der Menschenerniederung und Maschinenvergottung nicht mehr dulden will, wird den Lebenden Pflicht, in würdiger Demuth, unverzagt, um das Vertrauen, die Freundschaft der Nächsten, der Fernsten zu werben.

Was in Weimar nicht gesagt wurde

„... Und darum, meine Herren, habe ich die Frage vor Ihnen aufgerichtet: Warum haben wir hier im weimarer Theatersaal zwischen banalen Citaten aus der ‚Goethestadt' uns unhumanistisch, unhuman, vorgestrig betragen? Warum haben wir so viel gelogen?

Das Pathos hat der Krieg entwerthet; seit es aus einem feiertäglich höchstpersönlichen Gut bei uns zum staaterhaltenden Zweck in das Register der Stimulantia degradirt wurde, fehlt es in den Stunden, wo es die Seele erwartet, oder verfehlt sich selbst. Bemerken Sie denn nicht, daß heute hier in genau jenen Tönen gaudirt wurde wie anno 1914, nur in Moll? Mit dem unermeßlichen Prae des Besiegten ausgestattet, mußten wir nicht der Menschheit Würde vertreten, vollends an dieser Stätte? So tief ist die Verfälschung des Pathos in die Herzen gewachsen, daß Niemand die falschen Töne anklagt, die ehedem als politisches Mittel galten. Präsidenten, neue und alte, und Parteien recitirten hier ihre Schlagworte, als stände der Landesherr in der Loge und Alles wäre von Fahnen erstickt. Wie 1914.

Schlimmer! Damals konnte, von einem Kaiserwort getäubt, noch Einer oder der Andere, unwissend, bona fide den Krieg der Vertheidigung führen. Und als, nach Allem, nun wieder drei Monate lang in der Presse geweint wurde, log wenigstens nur die Presse, ein paar Unabhängige und der einsame Herausgeber einer Wochenschrift ausgenommen. Es galt, ein paar Prozent vom Preis mit Thränen herunterzuhandeln... Wundervoller Anlaß für den Chronisten, sich superlativisch zu erhöhen. Aber Wir? Warum denn hat sich das gehorsamste Volk der Welt vor acht Monaten der Männer entledigt, die es für schuldig hält? Um heute, rührend und beschämend, wegen eines ‚Paragraphen' sich vor die Fürsten schützend zu stellen, hinter die es sich nicht mehr stellt! Vier Stunden vor der Unterschrift verweigern Sie, meine Herren, die Gefolgschaft, um den Mann zu schützen, den Sie gestürzt haben? Ich begreife, wenn Seeleute wider Vertrag die Flotte versenken; sogar (vielleicht), wenn Heißsporne Fahnen verbrennen. Aber Sie wollen als Männer und Berufene gelten, im Amte der Regirenden, und spielen Theater wie Wilhelm von Amrongen?

Wär' es nicht gewagt, die Tragik des Weltkrieges an seinem Ende auf Eine Formel zu bringen, man dürfte sagen: Hier wurden zehn Millionen getötet um den Gedanken ihrer Na-

tionalität; als aber Alles vorüber war, erkannten die Kämpfer Dieses, worum gekämpft worden, für ein Ideal zweiten Ranges, das einem allgemeinen Bunde der Nationen weichen muß. Blutroth bestrahlt, rückte das Kampfziel in Dämmerung; und die Gefühle, um die man rang, verloren ihren Werth, als sie befriedigt waren. Nie war der Gedanke übernationaler Menschlichkeit populärer als am Ende dieser nationalen Unmenschlichkeit, und was vor hundertfünfzig Jahren Lessing als die heroische Schwachheit, vor hundert Jahren Goethe beinah allein erkannte, erkennen Millionen erst, weil es vier Jahre verleugnet wurde. Die besten Herzen, die hellsten Köpfe, in fünf Jahren weiser geworden, die Jüngsten gerade wirken für Verwischung nationaler Grenzen und Gedanken und erkennen, wie Geist und Seele kosmisch bleiben und aller Landesfarben spotten.

Wollen wir nicht in dieser letzten Stunde der Welt beweisen, wie der schwertgeschlagene Deutsche noch immer der siegende Denker ist? Zwischen den weinenden Aufrufen der Professoren und Minister führen die illustrirten Blätter von gestern glänzende Sommerrennen vor, wo herrliche Pferde von schönen, Spitzen tragenden Frauen lorgnettirt werden, und nur die Unterschrift zeigt, daß wir in Karlshorst sind und nicht in Auteuil. Landestrauer wird ‚verordnet', aber die Operette darf weiterspielen, ‚mit Weglassung der Tänze und burlesken Wendungen'. Während wir angeblich untergehen, erscheinen illustrirte Romane, sechshundert Mark Subscriptionpreis, und sind vergriffen.

Wer von Ihnen, meine Herren, hat denn um Danzigs, um Saargemünds willen nicht geschlafen? Sie protestiren? Fühlen Sie nicht, daß jene zwei Millionen Deutsche, die im Sande des Chemin des Dames, im Granit von Gallipoli, auf dem Grunde des Meeres längst vermodert sind, tausendmal mehr bedeuten als die Abtretung der gleichen Anzahl ‚Seelen'? Soll denn der Deutsche von der Saar und Weichsel sterben? Ist denn diese franko-polnische Kultur der halbe Tod? In Oberschlesien, wo ich lange lebte und arbeitete, wo Hütten und Gruben von Bahnen verbunden sind, deren erste mein Großvater baute, wo hundert Erinnerungen mich lokalpatriotisch bewegen, war ich von polnischen Bauern umgeben. Trotzdem mag der Volkswille vielleicht nach Deutschland hin entscheiden. Doch woher soll ich das Pathos aufbringen, wenn übermorgen dieses mein Mutterland zu Polen gehört, weil eine Mehrheit es wünscht?

Und wer will einen Anderen des schlechteren Volksthumes

zeihen? Ist Dies nicht meine Sprache, in der zu bilden ich bestrebt bin? Und ist sies weniger, wenn sie von sechzig Millionen gesprochen wird, statt von fünfundsechzig? Zahlen, Wirthschaft, falsches Pathos... Und endlich erhoben sich, um 1915, Menschenstimmen, die Gottes Stimme in sich trugen, und nicht mehr die irdischer Könige. Und nun, da uns die große Probe gestellt wird, versagen wir und reden, weinen, schimpfen und klagen, wie nur ein Imperialist es thun mag, der Größe seines Volkes mit Größe des Quadratraumes verwechselt, den es beherrscht.

Den Deutschen wird Alles schwer, heißt es in der Urschrift des Wilhelm Meister, und über ihnen wird Alles schwer. In Weimar lassen Sie mich ein altes Vorurtheil widerlegen.

Vor siebenundfünfzig Jahren ergriff in Preußen ein Mann die Regirung, dessen einziges, inniges Streben war, die deutschen Stämme zu einen. Er liebte nur Preußen, dieser Junker aus der Mark, und wenn sein Herz seinen Kopf eine Schwäche kostete, so wars dieser Wunsch, Preußen groß zu sehen. Er hatte das Amt noch nicht angetreten, da entwickelte er schon, in London wars, sein Programm: drei Kriege, die er zur Einigung der Deutschen brauchte. Er führte sie, gewann sie, in Versailles schloß er den Ring, höchst unpathetisch, verachtend alle Dekoration, die Militärs und Fürsten wollten. Die beiden Provinzen fielen ihm als Morgengabe zu, doch niemals waren sie sein Ziel, ja, er wehrte sich gegen Moltke, die eine von Beiden zu nehmen. Denn in Bismarck lebte eine Idee, kein bloßer Ehrgeiz, er führte noch Krieg zu verständigem Zweck, als Umweg zu staatlichem Zusammenschluß. Nicht nach Zahlen: nach Gedanken ordnete sein Geist das Volk und die Völker. Darum war das Ziel des Mannes, der die Errichtung des Imperiums als ‚Kaiserscherz' bezeichnete, nie Imperialismus. Für Balkanpläne, die fünfzig Jahre später mit einem Schlagwort Berlin-Bagdad die Welt beunruhigten, hatte er nur das Wort von ‚den Knochen eines pommerischen Grenadiers'; und selbst Kolonien lehnte er innerlich ab. Sein Geist war eng im Sinn weiser Beschränkung, und als ihm in Nikolsburg ein Siegeszug nach Wien offen stand, erzwang er durch Drohung seiner Demission von seinem Herrn den sofortigen Frieden und quittirte die Erregung mit einem Weinkrampf.

Was kann Bismarck für König Wilhelms Enkel, der ihn verstieß? Wo stehen in seinem Buch imperialistische Floskeln, wie sie eichengeschmückte Oberlehrer unter seinem Standbild

in die Reihen der Kriegervereine brüllten? Das einzige wahre Erbe dieses Deutschen, das Reich, ist unzerstört; denn auch ohne die Reichslande wäre es 71 das Reich geworden. Nun sind ihm ein paar Ecken abgezwickt: und darum wäre es weniger Reich? Sind wirklich hundert Milliarden, die wir zahlen wollen, die deutsche Volkskraft? Wo ist denn Frankreichs geblieben? Ist unser Land nicht, beinah einzig, unberührt, als wäre Krieg nie gewesen?

Nein, meine Herren! Lassen Sie uns zum ersten Mal erweisen, daß wir nicht mehr feudal sind, sondern human, nicht mehr Orden, Epaulettes und Parademarsch ehren, sondern die Ideen, die in dieser kleinen Stadt ein einziger Geist einsam wälzte, als draußen nationale Brandung scholl. Dieser Friede ist schwer, aber viel leichter, als ihn die Leute aufgelegt hätten, die jetzt von uns entmachtet sind und die wir als Sieger in unseren Reihen gefürchtet hätten. Trennen wir uns, endlich, vom alten Geist! Denn bis heute hatten wir zwar eine Revolution, aber keine Resurrektion. Erklären wir vor aller Welt, daß wir am letzten Tage dieses Krieges glücklich aufathmen, weil wir erst jetzt, indem wir ihn verloren, das falsche Pathos der Einzüge, des Geldes, der Stapelläufe, des Machtzuwachses mit dem echten Pathos der Beschränkung, des Geistes, der Versenkung, des inneren Wachsthums wieder vertauschen können. Denn nicht an Saar, Weichsel und Oder hängt Deutschlands Werth, sondern an Weimar, wo wir tagen.

Das war über Potsdam vergessen worden. Beider Blüthe war vor anderthalb Jahrhunderten; aber Potsdam ist nach seinem innersten Wesen Vergangenheit, Weimar ist Zukunft. Endlich sind wir die höchst unmoderne, bald verschwindende altmodisch-historische Weltmacht los; endlich können wir wieder so groß werden wie in der Zeit, als wir beinahe machtlos waren. Dieser horizontale Friede wird von den vertikalen Mächten vernichtet werden, die fordernd aufsteigen. Unseren alten Staat hat das Glück zum ersten Opfer einer Weltauffassung geweiht, die untergeht. Aus der Ecke des versailler Spiegelsaales nickt uns freundlich leise, uns, den Besiegten, das vertriebene Ideal zu und denkt: Es hat lange gedauert, bis diese Denker und Dichter sich auf sich selbst besannen, es hat sie viel gutes Blut gekostet. Von heute ab sind sie weder Fürstendiener noch Sklaven noch Bettler, sondern frei!"

Emil Ludwig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Strauß
Blech
Nikisch
v. Weingartner
Vier Autoritäten sagen:
Das Musikinstrument „Gramola"
bringt in jedes Heim edle Musik mannigfachster Art.
Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H.
Berlin W. 8, Friedrichstr. 189
Breslau, Gartenstr. 47
Cöln a. Rh., Hohestr. 150
Düsseldorf, Königsallee 78
Kiel, Holstenstraße 40
Königsberg i. Pr., Junkerstr. 12
Nürnberg, Königstr. 14

„Die Detektei"
Grützmacher u. Müller
Gründer: pens. Kgl. Kriminalkommissar Egon Grützmacher
Berlin, S.W.68. ◊ Friedrichstr. 208

Schiffahrts-Aktien
Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons
E. CALMANN, HAMBURG

Brillanten Juwelen, Perlen, Smaragde und Perlenschnüre
kauft zu hohen Preisen
M. Spitz, BERLIN, Friedrichstrasse 91/92 zwischen Mittel- und Dorothenstrasse

WEINHAUS TAUBENSCHLOSS
Taubenstr. 8/9 Tel. Zentr. 3459
Abendkonzerte ▫ Intimer Barbetrieb ▫ Gute Küche

Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =
Das Vollendetste eines modernen Hotels. ▫ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Wiener Restaurant Friedrichstr. 88 Mittelstr. 57—59
TELEPHON: Zentrum 4086
KRZIWANEK
Pilsner Urquell — Weltberühmte Küche

Café Grunewald
Altberühmtes, vornehmes Restaurant
Paulsborner Straße 48
Leitung in Händen des bekannten Hotelfachmanns Emil Gelling

Angloval gegen nervöse Schlaflosigkeit nur aus pflanzlichen Bestandteilen
Gen.-Depot: Hohenzollern-Apotheke, Berlin W 10, Königin-Augustastr. 50

Hauptsaison
1. Juni bis 15. Septbr.
Kalte u. warme Bäder. — Gute Verpflegung
Luftpostverbdg. Kinderheilstätt. — Ausk. u. Prosp. d. d. Städt. Badeverwalt. od. sämtl. Geschäftsstellen d. Ann.-Exp **Huvag** (Haasenstein & Vogler A.-G.).

Sanatorium Schierke i. Harz
mit Tochterhaus
Kurhotel Barenberger Hof
Das ganze Jahr geöffnet
Näheres durch Prospekt
Aerztl Leit.: San.-Rat Dr Kratzenstein Wirtschaftl. Leit.: Th. Johannsen.

Anregend! **Dr. Hoffbauer's ges. gesch.** Kräftigend!
Yohimbin-Tabletten
Gegen Schwächezustande beiderlei Geschlechts. Originalpackung 25 Stck. M. 5,50, 50 Stck. M. 10,50, 100 Stck. M. 20,—, 200 Stck. M. 38,50.
Literatur vers. gratis **Elefanten-Apotheke, Berlin 414,** Leipziger Str. 74 (Dönhofpl.)

W. F. Marten
BÜROAUSRÜSTUNGS-GES. M. B. H
Kartei-Einrichtungen
Vertikal-Registraturen
Büro-Artikel Büro-Möbel
Berlin W 8
Charlottenstrasse 59
Fernruf
Centrum 2001

PELTZER
Neue Wilhelmstr. 5
Telephon: 11017

Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie.** Man verlange Probesendung. Postfach 2, Hamburg 31.

Rennen zu

Berlin-Grunewald

7. Tag: Sonntag, den 13. Juli, nachm. 2½ Uhr

8 Rennen im Werte von 188 000 M., u. a.:

Großer Preis von Berlin
100 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße usw.

Rennen zu

Berlin-Grunewald

8. Tag: Donnerstag, den 17. Juli, nachm. 2½ Uhr

8 Rennen im Werte von 140 000 M., u. a.:

Heyden-Linden-Erinnerungsrennen
40 000 M.

Verkehrsverbindungen:

siehe oben!

Die Kunst des Schreibens

Eine Prosaschule in 12 Unterrichtsbriefen von Dr. Broder Christiansen
Preis 25 M. Ausführlicher Bericht über Wesen und Wege dieser Schule 40 Pf.

Der Berliner Universitätsdozent Dr. Kurt Bock schreibt darüber in der Weimarer Schriftstellerzeitung 10 Januar 1919):

„Den Versuch einer künstlerischen Sprachstilschule in der Form eines Lehrgangs von 12 Briefheften muß ich als gelungen bezeichnen. Das Handwerk des Schriftstellers wird hier mit erstaunlich zielsicherer Pädagogik, ehrlicher Begeisterung und vollkommener Sachkenntnis bis in letzte Stilfeinheiten erläutert und praktisch gelehrt. Jedem werdenden Literaten und Dichter und manch einem, der sich schon für geworden' hält, sei ausdauernde, tatkräftige Inbesitznahme des Lehrgangs dringend anempfohlen. Ein dargeistigter, poetisch beschwingter, zweckbewußter Stil bedeutet tägliche Schöpferfreude und lebenslänglichen ideellen und klingenden Vorteil. Die gewählte gediegene Sprachform des Werkes muß an sich schon als bester Lehrmeister gelten, wie auch der vorzügliche Druck und das künstlerisch klare Satzbild reinen Genuß bietet.'

Felsen-Verlag / Buchenbach-Baden

RHEINISCHE HANDELSGESELLSCHAFT

m. b. H.

Düsseldorf 23

An- und Verkauf von Effekten

Spezialität: Textilwerte

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432. Telegramm-Adresse: Velox.

Aktiengesellschaft Mix & Genest

Telephon- und Telegraphen-Werke Berlin-Schöneberg.

Abschluß am 31. Dezember 1918.

Vermögen.	M.	pf	Verbindlichkeiten.	M.	pf
Grundst. Schönebg., Geneststr.	621 312	—	Aktienkapital	6 300 000	—
do. Reichartstrasse	124 373	32	Gesetzlich. Reservefonds	710 725	02
Gebäude Schöneberg	1 750 000	—	Spezialreserve	800 000	—
Grundst. u. Gebäude Gelsenkirchen	700 000	—	Teilschuldverschreibungen	2 450 000	—
	65 000	—	Hypotheken	75 000	—
Maschinen	14 009	—	Teilschuldverschreibungen-Zinsen, fällig 2. Januar 1919	52 132	50
Utensilien	22 361	—	Teilschuldverschreibungen-Rückzahlung, unerhoben	16 320	—
Mobilien	1	—	Kreditoren	5 971 310	65
Werkzeug	19 750	—	Talonsteuer-Rückstellung	55 500	—
Schutzansprüche	1	—	Unterstützungsfonds	444 837	61
Beteiligungen	981 250	—	Dividenden, unerhoben	5 505	—
Wertpap. (meist Kriegsanl.)	1 090 382	51	Bürgschaftsgeb. M. 1 136 923.36		
Bestd. i. Rohmat. u. Fabrikaten	6 989 749	30	Reingewinn	60 765	76
Debitoren	5 112 970	14			
Kasse u. Postscheckguthaben	150 297	52			
Wechsel	639	75			
Bürgsch.-nehmer M. 1 136 923.36					
	16 942 096	54		16 942 096	54

Berlin-Schöneberg, den 30. Juni 1919. **Der Vorstand.**

Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1918.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Grundstücke	8 579 877	15	Aktienkapital	8 500 000	—
Hypotheken-Forderungen	5 255 128	49	Hypotheken-Schulden	4 055 875	—
Schuldforderungen	1 573 095	44	Gläubiger	1 770 767	54
Verfügbare Mittel	161 297	31	Besondere Rücklage	1 441 345	37
Avale M. 420 000			Avale M. 420 000		
Inventar	1	—			
Gewinn- und Verlust-Konto	198 488	52			
	15 767 987	91		15 767 987	91

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1918.

Soll	M.	pf	Haben	M.	pf
Geschäfts-Unkosten	158 436	55	Pachten und Mieten	5 275	49
Grundsteuern u. Unkosten auf unbebaute Grundstücke	42 518	18	Hypotheken-Zinsen	176 713	50
Zinsen und Provisionen	317 492	09	Abgeschriebene Hypotheken u. Schuldforderungen	101 839	31
Hypothekenzinsen	189 898	65	Zuzahlung auf Stammaktien abzügl. Sanierungs-Kosten	305 098	23
Hausverwaltungs- und Niessbrauchzuschüsse	59 538	38	Verlust	198 488	52
Abschreibung. auf Effekten	19 531	29			
	787 415	05		787 415	05

Berlin, den 5. Juni 1919 **Der Vorstand.** Hahn. Horwitz. **Der Aufsichtsrat** Dr. Rosin.

Sie rauchen zu viel!

„Rauchertrost"-
Tabletten (ges. gesch.) ermöglichen, das Rauchen ganz oder teilweise einzustellen. Unschädlich!
1 Schachtel M. 2
6 Schachteln „ 10 frei Nachnahme

Versand Hansa, Hamburg 25.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von J. F. Lehmanns Verlag in München bei, dessen Lektüre wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen.

Offener Brief
an den Hyperion-Verlag, Berlin

Sehr geehrte Herren Kollegen!

Seit mehr als zwölf Jahren arbeitet der Georg Müller Verlag in München daran, das

Lebenswerk August Strindbergs

dem deutschen Volke zu vermitteln. Er schloß zu einer Zeit, als in Deutschland kein Verleger von Ruf den Mut fand, **die sämtlichen Werke Strindbergs in Verlag zu nehmen**, mit dem Dichter ein Generalabkommen über die Herausgabe aller seiner Werke ab. **Diese einzige von Strindberg autorisierte** und gemeinsam mit seinem Uebersetzer Emil Schering von ihm selbst besorgte **Gesamtausgabe** seiner Werke ist bis auf 34 Bände angewachsen. Dieser planmäßigen Arbeit des **Georg Müller Verlages** ist es zum guten Teil zu danken, wenn das Werk **Strindbergs** im geistigen Deutschland die Anerkennung erworben hat, die ihm seiner Bedeutung nach zukommt. Zugleich wurde es durch diese Arbeit möglich, dem lange verkannten Dichter den erheblichsten Beitrag zur Sicherung seiner materiellen Existenz zu verschaffen.

Neben dem juristischen Rechte der Autorisation geben diese Tatsachen dem Georg Müller Verlag das moralische Recht, der Verleger August Strindbergs zu sein, und dieses Recht wurde von allen deutschen Verlegern respektiert. Bis heute. Jetzt findet Ihr Hyperionverlag als erster den Mut, eine Konkurrenzausgabe der Romane Strindbergs anzuzeigen. Die rechtliche Handhabe für Ihr Unternehmen glaubten Sie darin zu finden, daß Schweden erst später der Berner Konvention beigetreten sei. Wir haben sofort Schritte getan, um durch eine einstweilige Verfügung Ihre Ausgabe zu inhibieren. Die Sache hat aber neben der juristischen Seite auch ihre menschliche. Sie müssen wissen, daß Sie durch Ihre **neue Ausgabe den Erben August Strindbergs**, denen unsere Hochachtung um so mehr gilt, als dem Dichter bei Lebzeiten manch materielle Unbill zugefügt worden ist, einen erheblichen Schaden zufügen.

Wir müssen darum die Frage an Sie richten, wie Sie die Notwendigkeit einer neuen Ausgabe literarisch und menschlich begründen wollen? Wollen Sie bitte auch nicht die Rechtfertigung gebrauchen, daß es von Meisterwerken der Literatur an Uebersetzungen nie genug geben könne — jede Uebersetzung ist bekanntlich unvollkommen. Auch hinsichtlich der Wahl des Uebersetzers muß uns der Wille des verstorbenen Dichters zur Pietät verpflichten. Da Sie uns auf unseren privat an Sie gerichteten Brief die merkwürdige Antwort gegeben haben, daß „die ganze Nation allen „Dieben", die unautorisierte, wahrhaft gute Bücher nachgedruckt und neu gedruckt haben, zum Dank verpflichtet sein sollte", so sehen wir uns veranlaßt, Sie zu fragen, ob Sie auch in der Oeffentlichkeit diese Begründung aufrecht erhalten.

In kollegialer Hochachtung!

München, Juni 1919.

Georg Müller Verlag.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch Max Kirstein Berlin W. 9, Potsdamer Str. 23a. Fernsprecher Lützow 3462, 3463.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,80 Mk., auf Vorzugseiten 2,00 Mk.

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grunewald: 13., 17. Juli
Dortmund: 13. Juli
Harzburg: 17. Juli

Trabrennen zu

München-Daglfing: 13. Juli

Annahme von Vorwetten für Berlin **bei persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmässig angesetzten Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis $6^{3}/_{4}$ Uhr abends:

Schadowstrasse 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang **Innsbrucker Str. 58**
Oranienburger Strasse 48/49
(an der Friedrichstrasse),
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen)
Neukölln, Bergstr. 43

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Strasse 132
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstrasse 12a
Rathenower Strasse 3
Königstrasse 31/32
Unter den Linden 14
Moritzplatz
Rosenthaler Strasse

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmässig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Für Inserate verantwortlich: C. Jansch, Tegel.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.